Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 14 (1952)
Heft: 1

Artikel: Auf der Schartenfluh
Autor: Fringeli, Albin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861797

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf der Schartenfluh

Von Albin Fringeli

Wuchtig und keck wie ein wagemutiger Kriegsmann aus den alten Zeiten, so tritt die Schartenfluh vor die Juraketten hinaus und stellt sich am Rande der oberrheinischen Tiefebene auf. Sie bildet die nördlichste Rampe des Tafeljuras. Wie der stolze Berg eigentlich heißt, das können viele Leute nicht verraten. Auf dem Wirtshaus, das sich dort oben hingepflanzt hat, lesen wir den Namen «Gempenfluh». Die Basler nennen ihr liebstes Ausflugsziel den «Gempenstollen», oder kurz den «Gempen». Damals aber, als der solothurnische Kriegsheld Niklaus Konrad mit seinen Leuten aus der luftigen Höhe auf die Schwaben bei Dornach hinunterblickte, damals, anno 1499, sprach man von der Schartenfluh. «Gempen» ist der Name des Bauerndörfleins, das sich unter dem Waldrand auf der weiten Hochebene niedergelassen hat. Bleiben wir also beim guten, altschweizerischen Flurnamen «Schartenfluh!»

Weit schweift der Blick! Ueber das ganze Schwarzbubenland hinweg. Ueber Kantons- und Landesgrenzen in die Unendlichkeit hinein!

Das Erste ist der Wald. Es folgen die Felder, auf denen kleine Menschen ihrer Arbeit nachgehen. Daran reihen sich die Hügel, die Felsen, wiederum Wälder, die Unendlichkeit, das Geheimnis.

Man atmet auf, wenn man auf die Schartenfluh kommt. Ist's nicht, als sei einem ein Stein von der Brust gefallen? Ein Druck, den man im Tale drunten gefühlt hat, weicht und macht einem Glücksgefühl Platz. Hier sind keine düstern Wände, die den Blick einengen. Hier vernimmst du keinen Lärm, der dich von deinen liebsten Gedanken ablenkt. Nur ganz gedämpft tönt es herauf aus dem Tale, und das ferne Surren erinnert dich daran, daß du nicht allein bist, daß Mitmenschen werken und schaffen — für dich, während du beglückt deine Heimat schaust.

Dieses Auf und Ab! Ein erstarrtes Meer liegt vor dir. Statt Schaum krönen die Tannen und Buchen die Wellenberge. Nur in die allernächsten Wellentäler vermagst du hinabzublicken. Unter den verwaschenen Klüften liegen die Dörfer, leben die Menschen. Hier ahnst du sie nur, du siehst und hörst sie nicht. Den nächsten Hügel hinan führt ein Sträßlein. Wie eine weiße Schlange hat es sich ins grüne Feld gelegt. Bald verschwindet es im Wald. Hört es dort auf? Schlängelt es sich weiter, bergauf und bergab?

An Felshängen klammert es sich fest. Scharfe Kehren scheut es nicht. Geh' es, wie es wolle, aber es will das nächste Bauerndorf erreichen. Wenig hat der Mensch vermocht in seinem Kampf gegen die Natur. Wo sie ihm einen Hügel in den Weg gelegt, da führt er sein Sträßlein steil in die Höhe. Er hat sich nicht abgemüht, Berg und Tal auszugleichen. Aus der Tiefe herauf glitzert die Birs. Es rauchen die Fabrikschornsteine. Es glänzen die Dächer der großen Metallwerke. An der Hauptverkehrsader durchs Tal haben sich die Menschen scharenweise angesiedelt. Wie das Wasser, so sind auch sie talwärts geflossen. Sie haben den Weg des geringsten Widerstandes gewählt. Durch alle Talrinnen rattert der Verkehr, rollt das Geld. Ein Teil dieses Segens fließt auch in die Seitentäler hinaus, in jene stillen Winkel, die wir von der Schartenfluh aus nicht sehen, bloß ahnen können.

Einst waren sie begehrt, diese Seitengänge. Noch heute schauen die vielen Burgen von den Felsen herab. Hier oben haben sich die Ritter und Grafen niedergelassen, um in gefahrvollen Tagen vor jedem Feind geschützt zu sein. Zeiten der Unsicherheit. Unheimliche Welt. Menschen bauen Festungen, um sicher zu sein, daß sie nicht von Menschen überfallen werden können. Die steile Höhe, der Fels, wird zum schützenden, rettenden Zufluchtsort. Für alle? Nein, die Armen flüchten in die Wälder, in die Höhlen, wenn ihnen der fremde Eindringling die lotterige Hütte über dem Kopfe zusammenbrennt. Manchmal hat die Höhe den Talbewohnern als bergender Hort gedient. Rasch war ein Wall aufgeworfen; der Wald hat mitgeholfen. Wo der Fels allein nicht zu schützen vermochte, da hat der Wald mit seinen Stämmen die Lücken geschlossen.

Ueber Grenzen schauen wir hinweg. Wir leben in einem Grenzland. In den Wäldern und auf den Aeckern trifft der Wanderer und der Bauer hin und wieder ein Steinbeil, ein altes Schwert, eine längst verschollene Münze. Die Funde zeugen für unsere Vorfahren. Sie erzählen ganz leise, aber doch vernehmbar, vom Völkerstrom, der durch diese Täler geflutet ist, hin und her, in stillem Zuge, in lautem Aufschrei und in wildem Abwehrkampf. Immer und immer wieder, bis die rettende Schweiz einen hohen, sichern Grenzhag errichtet hat, hinter dem heute der Bauersmann und der Fabrikarbeiter ihr täglich Brot verdienen.

Weite flache Felder ziehen sich von Gempen gegen Nuglar, in der Richtung nach dem Baselbiet hinüber. Lange schmale Aeckerlein reden vom Landhunger der Menschen. Ein jeder will ein Flecklein Erde sein eigen nennen. Hier ein Streifen, dort ein anderer. Viel Zeit geht verloren, wenn man die verschiedenen Felder aufsuchen muß. Doch was tut's! Was fragt die Mutter darnach, wenn sie ihre Kinder aufsuchen will! Was kümmert

sie der weite Weg? Klagt sie wegen der Zeit, die sie opfern muß? Schmollt sie: «Kinder, wohnt doch beisammen, damit ich euch alle miteinander besuchen kann; grad an einem Nachmittag. Ich darf keine Zeit verlieren. Zeit ist Geld!» Oh nein, sie scheut den Weg nicht zum Kind, das sie liebt. Und so fühlt auch der Bergbauer. Jeder Acker ist ein Kind. Er hat sich schon so oft mit ihm abgemüht. Und je größer die Sorgen waren, um so mehr ist ihm das Feld ans Herz gewachsen. Und deshalb vermag ihn selten jemand zu überreden, sein Aeckerlein einem andern abzutreten. Soll er sich mit einem neuen begnügen? Soll er seinen eigenen Buben fortschicken und dafür einen fremden Jungen an seinem Tische aufnehmen?

Einmal bin ich mit einem Basler Forscher auf der Schartenfluh gestanden. Er kam gerade aus Afrika zurück. Sinnend blickte er über das Gempenplateau hinweg. Und dann faßte er seinen Eindruck in den kurzen Satz zusammen: «Grad wie in der Wüste!»

Ewige Formen. Hier und dort sanfte Wälle und Hügel. Kaum ist ein Haus zu sehen. Kaum ein Mensch. Alles scheint noch Natur zu sein, hier in der Höhe. In der Tiefe aber, dort an der Birs und am Rhein drunten, da wimmelt die Masse der Menschen; da herrscht die Technik; da rollt das Geld.

Nein, Wüste gibt es nicht hier oben; nur die Formen der Fremde triffst du auch hier. Und Menschen, die fühlen wie anderswo, auch wenn ihnen das Leben in der Abgeschiedenheit und der Kampf ums Brot einen eigenen Stempel aufgeprägt hat. Sie sind nicht so eigenartig, so originell, wie wir sie gerne haben möchten, wenn wir ein buntscheckiges Bild malen möchten.

Geheime Fäden laufen aus den Bergen in die weite Welt. Fremde Menschen verirren sich hin und wieder in die Berge. Sie kehren in der einfachen Stube ein. Sie bringen neue Gedanken. Begierden. Friede oder Unzufriedenheit. Der Briefträger und das Radio schaffen die Verbindung zwischen der Einsamkeit und der Vielsamkeit.

Was hat wohl jener Mensch gedacht, der zum erstenmal diese Höhe erstiegen? Was hat ihn bewogen, dicht bei der Schartenfluh seine Wohnung aufzuschlagen? Hat ihn das Bild angezogen, die reiche Einnahme? War er ein krasser Weltmensch, ein Materialist? Oder lockte die Freiheit? Die weite Sicht? War er ein Schwärmer, ein Idealist, der gerne auf die Forellen der Birs verzichtete, wenn er hier ungestört durch die Wälder streifen konnte? Hat er auch ein Jucken gefühlt, wenn er sich an den mageren Föhren gehalten hat, um einen Blick über die Fluh hinaus in die grausige Tiefe zu werfen? Hat ihn gerade der Gegensatz von Sänfte und Wildheit beglückt, die hier so nah beisammen wohnen?

Hier auf dem Gempenplateau gedeihen die Kirschen, die die Römer einst gepflanzt, als sie hier oben sich häuslich niedergelassen hatten. Eichen und Buchen wagen sich bis an den Rand der Wiesen. Die Tannen gucken über sie hinweg. Aber den Wettlauf zur Höhe gewinnen die Föhren, die «Fichten» unserer Bauern. Sie sind unglaublich genügsam, wie ihre Brüder und Schwestern, die Arven, im Hochgebirge.

Wer noch höher hinaus will, der steigt auf den knochendürren, kalten, eisernen Aussichtsturm. Dann schaut er über die Wipfel der Bäume hinweg nach allen Richtungen der Windrose. Am Istein drunten leuchtet der Spiegel des Rheins noch einmal auf, bevor er sich im fernen Dunst verbirgt. Daneben breitet sich die elsässische Ebene aus. Weit hinten schließen die Vogesen das Bild ab. Westwärts reihen sich die Berge. Vorne der Blauen. Runde Rücken, wie weidende Schafe. Niedriger werden die Höhen, und sie verebben im Sundgau, hinten bei der Burgundischen Pforte.

Ist's nicht, als sollten wir fliegen können? Hinüber auf den Blauenberg, auf jene Laube, von der aus wir auch so schön ins Schwarzbubenland hineinblicken können? Oder hinüber, zu jenem kleinen jurassischen Matterhorn, das unsere Vorfahren den Stürmenkopf genannt haben. Nahe an jenem Einsiedler vorbei, der sich als Beobachter ins Birstal gestellt hat, zieht der Fringeliberg, ostwärts, zur Hohen Winde und zum Barschwang, zwei Wächtern, die ihre Köpfe über die Zwölfhundertergrenze hinaus erheben.

Wald, Weiden, Einzelhöfe, versteckte Dörfer, Felsen, schroffe Flühe, verwaschene Korallenriffe, die ans Jurameer erinnern, Abhänge die der Bauer nur mühsam erklimmt, wenn er die heruntergerutschte Erde mit seinen Kindern in Kisten wieder hinaufträgt, fruchtbare Ebenen, fliegende Wolken über dem widerspruchsvollen Bild . . . alle diese Eindrücke stürmen auf uns ein, wenn wir auf den ausgewaschenen Felsen der Schartenfluh stehen. Ein kühler Wind zieht über die Berge. Er entreißt uns vollends dem Alltag, der Niederung. Alles wird zeitlos. Römerweg, mittelalterliches Schloß, modernes Goetheanum, Bahn und Fabrik; wir überschauen mit einem Blick die Jahrtausende, und wir fühlen, daß wir bloß ein Blatt sind, ein Blatt, wie der Wind im Herbst hier oben so viele in die Höhe wirbelt — und sie schließlich flattern läßt in eine unbekannte, unbegrenzte Welt.